

Wäre zu einem anderen Zeitpunkt bekannt geworden, daß der Berufsstand der Verwünscher vor der Abschaffung stehe, so hätte die Nachricht bestimmt einen tieferen Eindruck hinterlassen, sowohl im Kreis der erschreckten Betroffenen, also der Verwünscher samt ihren Angehörigen und Bekannten, als auch bei den Beifallklatschern, sprich den unverbesserlichen Liberalen, notorischen Unruhestiftern und überhaupt dem ganzen Haufen verantwortungsloser Elemente, die sich über jede außer Kraft gesetzte Vorschrift, jede Abschaffung die Hände gerieben hätten, selbst wenn es um das ehrenwerte Bäckerhandwerk gegangen wäre. Doch war dies eine Zeit tiefgreifender Reformen im Reichsmaßstab, und die Ohren der Leute waren mittlerweile an die tägliche Verkündung von Dekreten und Gesetzen gewöhnt, die auf die komplette Erneuerung des Staatsapparates, des Steuersystems, des Kriegswesens und so fort abzielten, so daß auch die je nach Blickwinkel gute oder schlechte Nachricht von der Abschaffung eines der ehrwürdigsten Gewerbe in dem jahrhundertealten Staat auf ziemliche Gleichgültigkeit stieß.

Viele hielten diesen Schritt für einen unverzichtbaren Bestandteil der Maßnahmen zur Instandsetzung des in die Jahre gekommenen Staates, vor allem aber der aktuellen Annäherung an Europa, die, das war klar, über kurz oder lang spürbare Auswirkungen auf das gesamte Reichsgebäude haben würde. Tatsächlich wirkte das stumme Verwünschen, also der traditionelle, allein unter Einsatz der Handflächen ausgeübte böse Zauber äußerst hinterwäldlerisch, wenn man berücksichtigte, daß inzwischen in der Hauptstadt die ersten Zeitungen erschienen waren und der Staat seine Geheimdienste, Botschaften und diplomatischen Empfänge nach europäischem Vorbild organisierte, ganz zu schweigen von der Einführung bis dahin gänzlich unbekannter Verfahren wie der Intoxikation, alles Anleihen bei der verfluchten Christenwelt.

Es hieß, der Großwesir habe wegen der Verwünscher den ganzen Winter über in ständigem Ringen mit dem Scheich ul-Islam gelegen. Seit wieder ein Vertreter der Familie Köprülü den Posten des Regierungschefs innehatte, war man in religiösen und militärischen Kreisen auf jede Gemeinheit gefaßt. Auch früher schon hatten die Köprülü in diesem Amt dem Stand der Verwünscher nicht nur schweren Schaden zugefügt, sondern ihn an den Rand der Vernichtung gebracht. An ihren eigensinnigen Anstrengungen lag es, daß die Zahl der Berufsverflucher inzwischen soweit verringert worden war, daß es nur noch in Wohnzentren mit mehr als fünftausend Einwohnern einen von ihnen gab, bei den Landtruppen nur noch einen pro Armeestab, bei der Flotte nur noch einen pro Admiralsschiff, gar nicht zu reden von der Aufhebung des Rechts auf eine einheitliche Dienstkleidung und den vorgenommenen Gehaltskürzungen, bis hin zu dem auf offiziellen Empfängen deutlich wahrnehmbaren Rangverlust des Oberstaatsverwünschers. Doch das alles waren kleine Fische im Vergleich zu der nun erfolgenden Schlußattacke der Köprülü, die es tatsächlich geschafft hatten, den Souverän zur völligen Abschaffung des Berufsstands zu bewegen.

Die Gleichgültigkeit gegenüber dem soeben erlassenen Dekret hielt allerdings nicht lange an. Als in der zweiten Dezemberwoche aus allen Teilen des Reiches Verwünscher in die Hauptstadt strömten, von denen die meisten vielleicht ahnten, die wenigsten jedoch wußten, weshalb man sie herbestellt hatte, verkehrte sich

die allgemeine Indifferenz zunehmend in Beklemmung. Die in Kaleschen, Postkutschen und allen möglichen anderen Transportmitteln (den erstbesten, die sie finden können) eintreffenden Verwünscher bewirkten, daß in kaum einer Herberge der Hauptstadt noch ein Schlafplatz frei war. Man sprach von zwölftausend, manchmal auch fünfzehntausend, doch kannte niemand die genaue Zahl, und auch der Grund der Invasion lag im Dunkeln. Überwiegend wurde davon ausgegangen, es gehe bei der Wanderbewegung wie üblich um die Überbringung einer die Zukunft des Berufsstands betreffenden Eingabe oder Beschwerde an den Souverän. Als dann bekannt wurde, daß die Verwünscher nicht aus eigenem Antrieb gekommen, sondern zur Teilnahme an einer Massenversammlung mit dem Großwesir herbeizitiert worden waren, legte sich die Sorge der Bürger keineswegs, sondern wuchs eher noch. Am Donnerstag, dem Vortag der Versammlung, schlug die Beklommenheit um in pure Angst. Solche Massen von Berufszauberern in einer einzigen Stadt ... War das wirklich nötig?

Die Menschen erwachten nun schlagartig aus ihrer fahrlässigen Indolenz. Mußte eine solch bedrohliche Ansammlung von Fluchkundigen wirklich sein, konnte man die blöde Veranstaltung nicht anderswo durchführen, oder wenigstens in kleinerem Kreis, oder mit jedem Betroffenen einzeln, in der Stadt, in der er wohnte und verwünschte? Was, wenn sie in ihrem Zorn alles verfluchten?

Wie eine Regenwand zog die Angst über allen Wohnvierteln der Hauptstadt auf. Im Zentrum, hieß es, sei die Kutsche des Oberstaatsverwünschers mit dem Wappen der Großen Kaiserlichen Fluchhand auf den Türen bei wiederholten Fahrten zwischen dem Sitz des Scheih ul-Islam und dem Sultanspalast beobachtet worden. Offenbar hatte er noch Hoffnung, im letzten Augenblick alles abwenden oder wenigstens Korrekturen anbringen zu können.

Die Versammlung zur Verkündung des Dekrets fand auf dem alten Pferdehof des königlichen Palastes statt. Es war bitterkalt. Mit finsternen Mienen hörten viele tausend Verwünscher dem Großwesir zu. Die meisten hatten noch verquollene Augen von der unangenehmen Nacht in einer unbeheizten Herbergsstube, und ein paar von den älteren waren in den traditionellen Dienstgewändern erschienen, verschossenen Umhängen, auf denen das Zeichen der Fluchhand kaum noch zu erkennen war. In diesem Aufzug sahen sie bereits jetzt wie Bettler aus.

Zu Beginn der Versammlung hatten sie mit ihren Blicken die Kortege des Großwesirs vergeblich nach ihrem Meister, dem Oberstaatsverwünscher, durchforscht. In den kurzen Momenten bis zum Beginn der Ansprache des Wesirs gingen Gerüchte durch die Reihen: der Oberverwünscher sei gegen Mitternacht, als sein letzter verzweifelter Versuch, das Dekret aufzuhalten, gescheitert war, verrückt geworden oder habe sogar Selbstmord begangen. Andere hielten flüsternd dagegen, der Großmeister der Gestenverwünschung sei durchaus nicht dem Wahnsinn verfallen oder durch eigene Hand zu Tode gekommen, sondern zum Botschafter in Wien ernannt worden.

Der Großwesir faßte sich relativ kurz. Er lobte die bedeutenden Anstrengungen zahlloser bekannter und namenloser Verwünscher, die im Verlauf der Jahrhunder-

te zur Stärkung des osmanischen Staates beigetragen hatten. Vor vielen hundert Jahren, sagte er, hat der einfache Soldat Shahin, schwer verwundet im Sand der Kysylkum-Wüste liegend, seine Handflächen den anstürmenden Mongolen entgegengereckt und sie dann jäh nach vorne fallen lassen, wodurch mehr Unordnung in den feindlichen Reihen entstand als durch den schlimmsten Hagelsturm. Aus dieser seinerzeit zum ersten Mal zielgerichtet eingesetzten Handbewegung entwickelte sich später die klassische Verwünschungsgeste und das Gestenverwünschen als solches, also ein wichtiges Symbol beziehungsweise Institut unseres großen Staates.

Dann führte der Großwesir die Objekte berühmt gewordener Verwünschungen an: die Balkangebirge im 13. Jahrhundert, das vor dem Fall stehende Konstantinopel, ganz Europa im Jahr 1377, Polen, Kruja, die Hauptstadt Albaniens, die Steppen der Krim, das Mittelmeer, auf dem die christliche Flotte herangesegelt kam, die Außenministerkonferenz in Paris zehn Jahre zuvor (heimlich), Nordgriechenland, der Winter 1641 und so so fort. Dazu kamen Abertausende von verwünschten Bauwerken, Burgen, Brücken, feindlichen Schützengräben und Stacheldrahtverhauen, aber auch Botschafter, Regierungsbanketts und dergleichen. Alle diese Verwünschungen hatten den Sieg der Waffen und der Geisteskraft des osmanischen Menschen einfacher gemacht.

An dieser Stelle legte der Großwesir eine kurze Pause ein. Er holte tief Luft, und alle begriffen, daß der nun folgende Teil der Rede Kälte und Verzweiflung unter sie bringen würde. Und so war es auch. Die bis dahin klare und gut verständliche Ansprache des Wesirs trübte sich plötzlich wie ein Winternachmittag. Die Sätze wurden kompliziert, verschlungen, strotzten von Fremdworten, und dennoch vermochten die Zuhörer aus dem Wortwust herauszuhören, was sie bisher nicht hatten wahrhaben wollen: daß es um ihren Berufsstand endgültig geschehen war.

Keiner konnte sich noch auf die Begründung der Maßnahme konzentrieren. Einige schauten unverwandt ihre Hände an, andere eher verstohlen, aber in allen Blicken lag die Frage: Was sollen wir nun mit euch anfangen? Den meisten wurde wohl auf einmal bewußt, daß diese Hände zu keiner echten Arbeit taugten und daß es zu spät war, noch etwas Anständiges zu lernen. Zauberwerkzeuge, mehr waren diese Körperteile bei ihnen nicht. Manche verspürten zum ersten Mal bitteren Zorn auf diesen Beruf und sich selber, weil sie sich auf ihn eingelassen und sogar mächtig auf die Pauke gehauen, alle möglichen Tricks und Teufeleien unternommen hatten, um ihn nicht wieder zu verlieren, und auch auf den Staat, der ihnen nun die Droge wegnahm, von der er sie erst abhängig gemacht hatte.

Wirklich, wie sollten sie jetzt ihre Kinder satt bekommen?

Der Großwesir schien ihre Gedanken lesen zu können, denn er gab in zwei kurzen Sätzen Antwort auf ihre angstvolle Frage. Der fürsorgliche osmanische Staat, der selbst den kleinsten ihm geleisteten Dienst nicht vergaß und nie jemand ungerecht behandelte, hatte auch daran gedacht. Ohne Rücksicht auf ihr Lebensalter würden sämtliche Verwünscher von nun an die übliche Beamtenrente beziehen.

Der Wesir schwieg erneut, brachte dann aber, als wolle er das erleichterte Aufatmen im Saal nicht überhandnehmen lassen, seine Ansprache schnell mit schriller Stimme und deutlich drohendem Unterton zu Ende. Keiner möge glauben, der

Staat werde Gerüchtemacherei und die kleinste Nörgelei über das soeben erlassene Dekret dulden. Die Exverwünscher (mein Gott, wie dieses vom Wesir gerade erst erfundene Wort klang!) sollten sich umgehend auf den möglicherweise langen Heimweg in ihre Heimatstädte, -dörfer und -provinzen machen, ohne das Geschehene irgend jemand, nicht einmal sich selbst gegenüber in Frage zu stellen, in vollem Vertrauen darauf, daß der Staat das einzig Vernünftige getan hatte.

Dies war der Schlußsatz des Großwesirs, nach dem er sich unverzüglich zur rechten Tür wandte und mit seinem Anhang den Saal verließ, ohne noch jemand eines Blickes zu würdigen.

Die auswärtigen Verwünscher reisten noch am gleichen Nachmittag, mit dem erstbesten Verkehrsmittel das sie fanden, wieder aus der Hauptstadt ab, so wie sie sich auch eingefunden hatten. Es war ein trüber Tag, ständige Regenschauer und die schlammverschmierten Räder der Postkutschen, die ein Teil von ihnen bestiegen hatte, machten den Abschied noch bedrückender. Die alten Umhänge mit der Schwurhand, von denen sich manche auch jetzt nicht trennen konnten, wirkten im Dämmerlicht des zu Ende gehenden Tages noch verblichener, fast wie Gespensterkleider.

Trotz ihrer Erleichterung verspürten die Hauptstädter beim Anblick der erschöpften und bekümmerten Gesichter der Abreisenden auch ein gewisses Mitleid. In den folgenden Tagen wurde vor allem in den Ämtern noch oft über sie geredet, dann verstummten die Gespräche allmählich. Sie lebten wieder auf, als man kurze Zeit glaubte, unter den nun bestehenden Verhältnissen werde etwas Neues, Zeitgemäßeres die Fluchhand ersetzen, und sogar anhand von Skizzen alle möglichen Einzelheiten diskutierte, bis man einsah, daß es sich nur um Gerüchte handelte. Damit war das Thema Fluchhand und Verwünscher erledigt, und die erste Staubschicht des Vergessens begann sich darüberzulegen.

*Tirana, 29. Mai 1983*